

Christlicher Glaube vor dem Aus?

Wo liegt die Zukunft von Kirchengemeinden?

Die Fragestellung ist in ihrer Pauschalität unerschämter. Sie verlangt, tausend Aspekte zu beachten, doch ist es bereits lächerlich, dies in einem Vortrag von einer Stunde zu versuchen. Außerdem verknüpft die mir gegebene Titelformulierung Glaubensfragen mit denen nach Kirchengemeinden. Ich werde mich dominant der Frage nach dem Glauben zuwenden. Zwar ist die Zukunft der Kirchengemeinden damit nicht gleich eingeschlossen, aber doch auf ein bestimmtes theologisches Niveau verwiesen. Ich gliedere meinen Vortrag wie folgt:

1. Der jesuanische Entwurf des „Christentums“
2. Die paulinische Ersetzung des historischen Jesus
3. Der herrschende Christus und das Reichschristentum
4. Die fränkisch-germanische Wandlung des Christentums
5. Die reformierte Christenheit
6. Der Glaube hat die Welt verloren

1. Der jesuanische Entwurf des „Christentums“

Jesus warb Jünger an, die als Wanderprediger wie er Armut mit Freiheit verbanden. Sie trugen keinen Ranzen, wie die griechischen Kyniker, weil sie weder Nahrung noch sonst etwas erbetteln durften. Für ihren Lebensstil galten vier Verbote: Kein Brot, keine Tasche, kein Geld, niemals zwei Untergewänder. Zu zweit sollten sie gehen – vielleicht Mann und Frau (vgl. Mk 6,6-13). Sie sollten die Kranken an Körper und Geist heilen, deren Schmerz lindern und dafür Tischgemeinschaft in Anspruch nehmen, keinesfalls Almosen. Auch wenn sie nie weit wandern mussten – Reisen in Untergaliläa gehen kaum über eine Tagesreise hinaus – so machten viele doch die weiteste Reise, die damals möglich war: jene über die Schwelle eines fremden Hauses. Wer sich Schüler Jesu nannte, war ein Bote des Reiches Gottes.

Dieses hier umrissene Jesusbild lässt bezweifeln, dass die Institution der „zwölf Apostel“ schon zu Lebzeiten Jesu bestand. „Was hätten die Leute gedacht, wenn etwa am Tage, während die Männer auf den Feldern arbeiteten und nur Frauen und Kinder daheim waren, dreizehn Fremde im Dorf erschienen wären? Banditen! Jesus, umgeben von den Zwölf, hätte als

philosophischer Lehrer in den Städten auftreten, aber nicht im ländlichen Galiläa durch die Dörfer wandern können.“¹

Wenn ich nun versuche, Worte zusammenzustellen, die dem historischen Jesus zugeschrieben werden, um nicht dem Jesusbild späterer Jahrzehnte aufzusitzen, das die älteste Traditionsschicht mit anderen Einflüssen und Interessen überlagert, ist zu bedenken, dass diese Worte nichts sind ohne das Verhalten und die Taten Jesu, das den Worten erst ihre Überzeugungskraft gab. Zugleich ist zu bedenken, dass eine wörtliche Wiedergabe der gesammelten Logien nicht zu erwarten ist. „Wortwörtlichkeit“ setzt eine Schriftkultur voraus. Da Jesus nichts Geschriebenes hinterließ, ist die Überlieferung von einer gewissen Eindringlichkeit des Traditionsgutes abhängig, die umso getreuer ausfällt, je mehr es sich um Sprüche, Gleichnisse und überraschende Bilder handelt, Gattungen, die eine höhere Einprägsamkeit haben. Dennoch sind die Gleichnisse Jesu, wie die Evangelien sie wiedergeben, auch von den inzwischen eingetretenen veränderten Verhältnissen geprägt und stellen vermutlich mehr knappe Inhaltsangaben dar, als sie ursprünglich erzählt wurden. Jesus wird dem bäuerlichen Volk seine Gleichnisse mit mehr Detail und Farbe entwickelt haben, als sie uns heute schriftlich vorliegen.

Ihr seid das Salz der Erde. Wenn das Salz seinen Geschmack verliert, womit kann man es wieder salzig machen? Es taugt zu nichts mehr; es wird weggeworfen und von den Leuten zertreten. Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben. Man zündet auch nicht ein Licht an und stülpt ein Gefäß darüber, sondern man stellt es auf den Leuchter; dann leuchtet es allen im Haus. So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen (Mt 5,13-16). Die Vorstellung, dass Bauern in ihren ärmlichen Behausungen etwas tun könnten, was über das dörfliche Umfeld hinaus Bedeutung hätte, ist widersinnig genug. Jesus ruft sie dennoch zu einem Leben auf, das der ganzen Welt Licht bringt.

... Geh schnell auf die Straßen und Gassen der Stadt und hol die Armen und die Krüppel, die Blinden und die Lahmen herbei. Bald darauf meldete der Diener: Herr, dein Auftrag ist ausgeführt; aber es ist immer noch Platz. Da sagte der Herr zu dem Diener: Dann geh auf die Landstraßen und vor die Stadt hinaus und nötige die Leute zu kommen, damit mein Haus voll wird. (Lk 14, 21b-23; vgl. Mt 22,9 f.). Jede Tischordnung spiegelt die gesellschaftliche Ordnung wieder; das war in antiker Zeit nicht anders als heute. Das Reich Gottes stellt sich hier als ein Prozess offener Tischgemeinschaft dar, als jedem zugängliche Mahlgemeinschaft und somit „als Muster einer nicht diskriminierenden Gesellschaft ... Die Zumutung, sich bei Tisch und im Leben mit jedem Hergelaufenen gemein zu machen und dabei von allen Unterschieden des Standes, Ranges und Geschlechts abzusehen, muss notwendig fast unvernünftig und absurd erscheinen ...

Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig (Mt 10,37; vgl. Mt 12,46-50). Die mediterrane Gesellschaft beruht auf Familiensolidarität und Sippenbindung; das machen auch heutige Konflikte türkischer Familien in Deutschland bewusst. Das egalitäre Reich Gottes widerspricht solchen Gesetzen.

¹John Dominik Crossan, Jesus. Ein revolutionäres Leben, C. H. Beck, München, 1996, 146.

Der Gesetzeslehrer fragte Jesus: Und wer ist mein Nächster? Darauf antwortete ihm Jesus: Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho hinab und wurde von Räubern überfallen. Sie plünderten ihn aus und schlugen ihn nieder; dann gingen sie weg und ließen ihn halb tot liegen ... (Lk 10,29-37). Die Samariter waren eine in Palästina ansässige ethnische und religiöse Minderheit, die das spätere Schicksal von Juden, Sinti und Roma erlitten. Wen gingen sie etwas an? Jesus erzählt, wie das Erbarmen über das eigene Haus hinausgeht, wenn kein Sippenverband, kein Glaube und keine Nationalität mehr verbindet. Geschichten vom „barmherzigen Samariter“ ereignen sich in allen Kulturen und Religionen der Welt, auch wenn *diese eine von Jesus erzählte Geschichte* paradigmatisch wurde. In einer globalen Welt beeinflusst sie auch das Denken anderer Kulturen und Religionen.

Die vorliegende Auswahl aus dem überlieferten Material des historischen Jesus stellt einen Wanderlehrer vor, der in den Weilern Untergaliläas umherzog, in die Häuser ging, bewohnt von einer Großfamilie, auch von mehreren Familien, und in denen er sich vor allem kranken und hilfsbedürftigen Menschen zuwandte. Er lebte diesen Menschen unter den Bedingungen der landesüblichen Ausbeutung ein Leben „offenen Heilens und geteilten Essens (vor)“² Ohne Zweifel unterscheidet er sich darin von allen Interpretationen, die er in den folgenden Jahrzehnten erfahren hat – ganz zu schweigen von den Übermalungen der weiteren Jahrhunderte. Es ist die bescheidene Urzelle, aus der das, was sich später Christentum nennt, hervorgegangen ist. Mit Fridolin Stier kann man im Blick auf diese Entwicklung sagen, es scheine, „als habe die Stiftung den Stifter, die Stellvertretung den Vertretenen geschluckt“.

2. Die paulinische Ersetzung des historischen Jesus

Unsere Frage nach dem jesuanischen Anfang und dem Maßstab des Christlichen muss in epochalen Schritten weiter gestellt werden.

Das Evangelium des Paulus war dessen vollkommen eigene Schöpfung. Es unterscheidet sich deutlich von der Reich-Gottes-Botschaft Jesu und der palästinischen Jesusbewegung. Das Erstaunliche: Obwohl er sich in seinen visionären Erlebnissen als Apostel berufen verstand, verzichtet er auf jeden Kontakt mit den Lebensbegleitern Jesu und zieht in die ostjordanische heidnische Landschaft südöstlich von Damaskus (Gal 1,17). Erst rund drei Jahre später reiste Paulus nach Jerusalem, „um Kephas kennenzulernen, und blieb fünfzehn Tage bei ihm“ (Gal 1,18). Anschließend ging er nach Syrien und Kilikien, wo er etwa weitere dreizehn Jahre lang blieb. „Den Gemeinden Christi in Judäa aber blieb ich persönlich unbekannt, sie hörten nur: Er, der uns einst verfolgte, verkündigt jetzt den Glauben, den er früher vernichten wollte“ (Gal 1,22f.).

² John Dominik Crossan, Was Jesus wirklich lehrte, C.H. Beck, München, 1997, 26.

Für Juden – vor allem für die palästinischen Jesusbewegungen – musste es ungeheuerlich erscheinen, dass jemand durch eine Vision bekehrt wurde und danach erklärte, durch den Geist des auferstandenen Christus, seien die Grenzen zwischen Juden und Heiden aufgehoben worden. Dazu kam, dass dieser eigenwillige Sendbote Jesus „dem Fleische nach“ nicht gekannt hatte, was nahegelegt hätte, sich umso mehr für dessen Auftreten in geschichtlicher Zeit zu interessieren. Doch hat er sich nie bemüht, durch intensives Nachfragen bei den Jüngern Jesu fundierte Kenntnisse über Jesus und dessen Evangelium zu gewinnen. Den Zentralbegriff „Reich Gottes“ vermied Paulus. Umso entschiedener pochte er auf seine persönliche visionäre Christus-Erfahrung, mit der er Autorität und Geltung beanspruchte.

Es hat Paulus nicht an Gelegenheit gefehlt, über den geschichtlichen Jesus alles erfahren zu können, was seine Weggefährten von ihm wussten und wie sie den Umgang mit ihm erlebt haben. Offensichtlich wollte er sich gar nicht erst in eine Abhängigkeit von Augen- und Ohrenzeugen begeben. Deswegen sind Bezugnahmen auf die Lehre Jesu extrem gering geblieben. Er übergang alles, wirklich alles, was Jesus selbst zu seinen Lebzeiten bewegt und gelehrt hat, die Summe seiner Reich-Gottes-Botschaft in Wort und Gleichnis, die für Jesus kennzeichnende offene Tischgemeinschaft. Der Neutestamentler Günther Bornkamm (1905-1990) meinte, dass Paulus dieses Erbe nicht einmal gekannt habe, so dass wir heute trotz unseres großen zeitlichen Abstandes „mehr über den geschichtlichen Jesus wissen, als Paulus von ihm wusste“.³

Allein diese Erkenntnis macht evident, dass der Unterschied zwischen dem Evangelium Jesu und der Christologie des Paulus nicht mit einem gemeinsamen Begriff „Evangelium“ ausgeglichen werden kann. Das Evangelium Jesu und das, was Paulus „*mein* Evangelium“ nennt (Röm 2,16), sind zwei verschiedene Sachen. Das Konzept, das Paulus entwickelt, setzt bei der Sünde an, die beide Gruppen, Juden und Nichtjuden, in denselben Horizont einbezieht. Juden wie Griechen sind gleichermaßen auf die Gnade Gottes angewiesen. Die Gnade Gottes, seine „Rechtsprechung“, wird ihnen zuerkannt aufgrund des Kreuzestodes und der Auferstehung Christi:

Tatsächlich ist es nicht die Kirche, die das Heil schenkt, auch keine sonstige Religion. Wenn wir dem Jesus von Nazaret und seiner Lehre folgen, rechtfertigt den Menschen weder die Tora, noch Beschneidung und Tempel, auch nicht die Sakramente, die Fürsprache der Kirche, Ablass und fromme Werke, sondern allein ein aufrechtes Gewissen und solidarische Menschlichkeit. Und so heißt es Mt 25,34-36:

Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, nehmt das Reich in Besitz, das seit der Erschaffung der Welt für euch bestimmt ist. Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen; ich war

³ Günther Bornkamm, Paulus. Kohlhammer, Stuttgart 1969, 243.

nackt und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen.

Aber daneben sind auch die Worte aus Kapitel 125 des Totenbuchs der Ägypter zu bedenken:

Ich habe Gott gegeben, was er liebt. Ich habe den Hungernden gespeist, den Durstigen Wasser gegeben. Ich habe den Nackten gekleidet und dem ein Boot gegeben, der keines hatte.

Diese Verse gehen den Worten Jesu um etwa tausendfünfhundert Jahre voraus. Sie belegen die Allgemeinheit eines humanen Denkens, das weder eine jüdische noch eine christliche Erfindung ist. Es entwickelt sich bereits im ältesten literarischen Dokument der Menschheit, dem Gilgamesch-Epos, in dem der Held lernt, ein guter König zu sein und die Menschen zu einer heilbringenden Gemeinschaft zusammenzuführen, aber hat in der Bibel beider Testamente immer noch Probleme, sich ohne inhumane Rückfälle durchzusetzen.

Die christliche Theologie ist der Ansicht, die Erlösung des Menschen verdanke sich einmaligen historischen Ereignissen, dem Kreuzestod Jesu und seiner weniger historischen „Auferstehung“. Wenn wir jedoch bedenken, dass Gott Logos ist, was Allgemeingültigkeit einschließt, wie kann dann von einem versteckten historischen Vorgang vor knapp zweitausend Jahren das Schicksal der gesamten Menschheit abhängig sein? Dem widersprechen zunächst die verzerrten zeitlichen Dimensionen. Der Homo sapiens mag die Erde seit etwa 160.000 Jahren bevölkern, ist allerdings in Afrika seit rund 300.000 Jahren fossil belegt. Frühere Menschenarten gehen bis zu drei Millionen Jahren voraus. Da nimmt sich das Erlösungsgeschehen „in Christus“ doch recht verspätet aus und lässt jede Plausibilität vermissen. Kommt hinzu, dass von den heute lebenden Menschen nur knapp zwei Milliarden Christen sind, ohne dass die meisten „Gläubigen“ wüssten, worin sie gläubig sind, gewinnt diese Konstruktion zusätzliche Schiefelage. Es bleibt unverständlich, dass die verlorene Menschheit durch ein vereinzelt historisches Ereignis „erlöst“ wurde.

Was Paulus über Sünde, Unheil und Rechtfertigung sagt, hängt in der Luft, weil er nicht sagt, woher er das weiß, was er sagt, zumal es Aussagen über Gott sind, die weder damals noch heute aus einem himmlischen Büro zu beziehen sind. Allerdings relativierte er mit seiner visionären Perspektive die bestehenden ethnischen, sozialen und kulturellen Grenzen zwischen den Menschen und schuf damit dem jungen Christentum freie Bahn in die Völkerwelt.

Bis heute existiert das Christentum nur als Paulinisches Christentum, und die Frage ist, welche Veränderungen sich damit im frühen Glaubensbewusstsein verbanden. Im Apostolischen Glaubensbekenntnis kommt der historische Jesus nur noch mit seinem Tod am Kreuze vor; alles übrige ist mythische Christologie, die ihre kraftvolle Bestätigung besonders durch die Reformatoren fand. Erst im 19. Jahrhundert wendete sich das Blatt mit der Parole „Jesus – nicht Paulus“. Mit Ingrimme stellte Friedrich Nietzsche Jesus gegen Paulus:

Dieser „frohe Botschafter“ starb wie er lebte, wie er lehrte – nicht um die Menschen zu erlösen, sondern um zu zeigen, wie man zu leben hat.⁴

Dabei hat Nietzsche sehr genau wahrgenommen, dass Jesus nicht einen Glauben, sondern eine Lebensweise einforderte. Im gleichen Buch hebt Nietzsche diese Überzeugung noch entschiedener hervor:

Es ist falsch bis zum Unsinn, wenn man in einem „Glauben“, etwa im Glauben an die Erlösung durch Christus, das Abzeichen des Christen sieht: bloß die christliche Praktik, ein Leben so wie der, der am Kreuze starb, es lebte, ist christlich ...⁵

Was Jesus im Symbol der offenen Tischgemeinschaft und mit seinen Gleichnissen konkret lebte, erscheint bei dem Intellektuellen Paulus nur in abstrakter Begrifflichkeit. Paulus verengt die Reich-Gottes-Botschaft Jesu – wenn es denn noch eine ist – auf den von Gott gesandten „Sohn“ und überdeckt mit seiner „Christologie“ das Programm eines konkreten Jesus, von dem er „dem Fleische nach“ nichts wissen wollte.

Aber was ist das für ein »Gottvater«, der sich nur durch den qualvollen Tod seines »Sohnes« versöhnen lässt? »Menschliche Väter haben selten Freude daran, wenn ihr einziger Sohn umgebracht wird ...« Was trägt die bis heute immer weiter deklamierte Erlösungstheologie zum aktuellen Glaubensverlust bei? Kann ein kirchlich gebundener Theologe nicht wagen, die herrschende christliche Glaubengeschichte anders zu sehen als in früheren Jahrhunderten?

3. Der herrschende Christus und das Reichschristentum

Natürlich hat sich Jesus nicht selbst als „Sohn Gottes“ verstanden. Der erste, der diesen Titel auf ihn übertrug, war Paulus. Er eröffnete seinen Brief an die Römer mit der Aussage, Jesus sei *„eingesetzt als Sohn Gottes in Macht seit der Auferstehung von den Toten“* (Röm 1,3). Damit wird der einfache Wanderlehrer Jesus von Nazaret, den er nur in seinen Visionen gekannt hat, wird mit himmlischer Würde überblendet, „auf dass im Namen Jesu sich jedes Knie beuge, im Himmel, auf der Erde und unter der Erde“. Von seiner Historizität bleibt nur der Tod am Kreuze übrig, jedoch mythisch gedeutet als Sühnetod. Diesen Topos braucht die Theologie bis zum Tage, um das darauf gegründete System Kirche als „Gnadenanstalt“ festhalten zu können.

In den folgenden christlichen Jahrhunderten wird die Sohn-Gottes-Thematik immer heftiger umstritten, um das Verhältnis des »Christus« zu Gott zu erklären. Dabei steigert sich das Interpretieren, Rasonieren und Verketzern bis ins Extreme. „Die vernichtende Polemik, die

⁴ Friedrich Nietzsche, *Der Antichrist*, Nr. 35.

⁵ Ebd., 39.

unerhört scharfen Aggressionen, die Verweigerung von Einigung und Versöhnung, die rücksichtslosen Mittel im Umgang mit dem ‚Gegner‘ zeigen, wie einseitig nun das Wesen des Christentums im Dogma gesehen wurde, zu dessen Gunsten andere christliche Postulate missachtet werden. Infolge von Parteilichkeit, Fanatismus und auch Machtinteressen waren diese Konflikte kompliziert und aussichtslos. Die antike Gesellschaft hatte wegen ihres sehr anderen, undogmatischen Religionsverständnisses solche Glaubensstreitigkeiten vorher nicht gekannt. Erst das Christentum hat sie durch sein zentrales Interesse an der Glaubensformel verursacht.“⁶

Unter diesen Lehrstreitigkeiten, Verurteilungen und Machtinteressen wurde das Reich-Gottes-Evangelium Jesu peripher. Es überlebte, wo man der Armen und Kranken gedachte, Fremde beherbergte, Traurige ermutigte. Aber der jesuanische Ursprung war einer Lehre gewichen, mit der man sich wechselseitig bedrohte: „Dann übt er Vergeltung an denen, die Gott nicht kennen ... Fern vom Angesicht des Herrn und von seiner Macht und Herrlichkeit müssen sie sein, mit ewigem Verderben werden sie bestraft“ (2 Thess 1,8-10). Als schließlich um das Jahr 312 Kaiser Konstantin das Christentum als staatstragende Möglichkeit entdeckte und den Versuch wagte, durch ein kirchliches Konzil im Jahr 325 die römische Reichskirche mit seiner Herrschaft zu verbinden, wurde das im Keim herangereifte Reichschristentum vor aller Welt offenbar.

Die Kirche begann, sich nach dem Modell des Reiches umzugestalten. Den Gemeinden, die vor Kaiser Konstantin weitgehende Unabhängigkeit hatten, wurde nun verordnet, was als wahr zu gelten hat: ein Schritt von der Gemeindekirche zur Staatskirche.

Schon der ungetaufte Konstantin nannte sich »Bischof über die äußeren Angelegenheiten« der Kirche. Möglicherweise hat er den göttlichen Christus immer nur als eine Sonnengottheit gesehen, deren Abbild und irdische Vertretung in ihm selbst erschien. Die Kirche wurde Kaiserkirche.

Seitdem interessiert fast nur noch die Göttlichkeit Christi. Bis zum heutigen Tag nimmt das katholische Kirchenrecht die Vergöttlichung der hierarchischen Herrschaft in Anspruch.

Das Kaiserbild wurde zur Matrix des Kultbildes: Als *Pantokrator* schaut der Christus bald übermächtig aus den Apsiden des basilikalen Kirchenbaus auf das Volk herab.

Die Verbindungen mit dem Staat, der Zuwachs an Macht und die Entfaltung hierarchischer Herrschaft blieben angesichts des jesuanischen Ursprungs unaufgearbeitet. Die vereinzelt Ansätze, die es dazu im Gang der Geschichte immer wieder gab und auch heute gibt, verstärken dieses Urteil. Es schließt alle christlichen Konfessionen und Kirchen ein. Die zurückliegende zweitausendjährige Geschichte der Christenheit bietet jedoch unzählige Möglichkeiten, diese Aufgabe als hierarchische Herrschaftskirche zu verfehlen.

4. Die fränkisch-germanische Wandlung des Christentums

⁶ Norbert Brox, Kirchengeschichte des Altertums. Patmos Verlag, Düsseldorf 1983, 138.

In der Begegnung mit den entstehenden fränkischen und germanischen Herrschaftsbereichen musste sich das Herrschaftschristentum auf einfachere Verhältnisse einlassen und seine Glaubenswelt entsprechend anpassen. Das tiefer liegende Problem bestand darin, »dass das Christentum von Hause aus nicht genügend ‚Religion‘ anbot ... In der fast gänzlich agrarischen Gesellschaft, wie sie mindestens in der ersten Hälfte des Mittelalters bestand, fehlten zentrale Riten zur Bewältigung all jener kosmischen Kräfte, denen man sich täglich ausgesetzt wusste.«⁷ Die offizielle Kirche hat dieses Defizit mit einer Fülle von Benediktionen und Exorzismen zu beantworten versucht: für das Wettergeschehen, die Feldarbeit, das Schicksal der Tiere im Stall, Feuer, Unfälle, Krankheit und Gewalt, Geburt und Tod, für alle und alles gab es bald einen Schutzheiligen, für das Vieh im Stall und auf der Weide, für jede Krankheit, Seuche, und Katastrophe. Soweit man anfangs gegen die Verehrung heidnischer Naturheiligtümer in Bäumen, Steinen und Quellen ankämpfte, war das Christentum den heidnischen Bedürfnissen noch nicht gewachsen, aber sehr bald konnten die Heiligen jede nur denkbare Lücke füllen. Darum finden sich in Europa zahllose Orte, Berge, Steine, Quellen, Bäume ... nach Heiligen benannt, die mit ihrer Schutzmacht alles sicherten, wofür das antike Christentum zunächst kein Angebot hatte.

In den nachfolgenden Zeiten sind derartige Begründungen nicht mehr nötig. Caesarius von Heisterbach schildert die Verhältnisse, während die verstorbene Elisabeth von Thüringen noch vier Tage unbestattet lag:

Als dieser heilige Leib, eingehüllt in ein graues Hemd und das Gesicht mit Tüchern umwickelt, auf der Bahre lag, kamen viele der Anwesend wohlwissend um die Heiligkeit des Leibes und entflammt von Verehrung, und schnitten, ja rissen Teile ihrer Tücher ab, einige schnitten die Nägel der Hände und Füße ab,; andere schnitten die Spitzen ihrer Brüste und einen Finger von ihrer Hand ab, um sie als Reliquie aufzubewahren.

Viele der großen Kathedralen des Mittelalters verdanken ihre Entstehung und ihren Ruhm hochverehrten Reliquien, einerlei auf welchen Wegen und mit welchen Methoden diese auch erobert wurden – allen voran die Reliquien der „Heiligen Drei Könige“ im Kölner Dom.

Daneben steht, dass die Weise, wie Menschen in diesen mittelalterlichen Zeiten miteinander umgehen konnten, oft unvorstellbar grausam war. Die Gesellschaft fand sich in ihrer Christlichkeit ungestört, wenn Feinde oder Straftäter geblendet oder ihnen Nasen und Ohren abgeschnitten wurden. Die Folter einzuführen und über Jahrhunderte zu perfektionieren, hat weder kirchliche noch weltliche Machthaber bekümmert, weil dazu eine Sensibilität gehört

⁷ Arnold Angenendt, Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart. C.H. Beck, München 1997, 12.

hätte, die unter den herrschenden rauen Verhältnisse kaum aufkam. Vermeintliche oder wirkliche Häretiker auf Scheiterhaufen lebendig zu verbrennen, weckte keinen Protest.

5. Die reformierte Christenheit

Angesichts der Überladung des religiösen Lebens mit Sakramentalien und Benediktionen, einem Reliquienkult, der zu Amuletten hin wuchert, ließ sich das Volk kaum noch davon abhalten, die bunte Galerie der Heiligen und ihre speziellen Verehrungsformen immer weiter zu entwickeln. Doch wuchs auch die Zahl der Kritiker, die sich gegen die wachsende Vermehrung von Kirchen, Festen und Feiertagen wandten, gegen den Überfluss an Bildern, die Einführung neuer Andachtsformen, die Steigerung von Gebeten, Fasten und Bußübungen. *John Wyclif* missbilligte Bilder-, Reliquien- und Heiligenverehrung. Durch ihn beeinflusst, kämpfte *Jan Hus* (um 1370-1415) leidenschaftlich für eine Reform der Kirche und sah in der Bibel die einzige Autorität in Glaubensfragen. Dennoch kamen ihre Korrekturversuche noch zu früh. Als aber der Augustinermönch *Martinus Luther* im Sommer 1512 anlässlich einer Bezirkssynode des Bistums Brandenburg eine Predigt halten soll, sagte er:

Es wimmelt die ganze Welt, ja sie ist heute überschwemmt von vielen und mannigfachen irrigen Lehrsätzen, von so vielen Gesetzen, von so vielen Menschenmeinungen und endlich von so viel Aberglauben, mit dem das Volk allenthalben mehr entwurzelt als in Glaubenskenntnis gefestigt wird. Die Folge ist, dass das Wort der Wahrheit nur noch schwach schimmert, an manchen Stellen nicht einmal mehr wie ein Funke ...⁸

Da schwelt im Untergrund bereits eine Energie, die das, was bisher „oben“ war in den folgenden Zeit von seinem Platz verstieß und nach „unten“ verwies. Dazu brauchte es nur noch den äußeren Anlass. Luthers Thesen formulierten eine unterschwellig verbreitete Kritik an den herrschenden Zuständen. Basis für diese Kritik war für ihn die Bibel. Sie ließ ihn den Ablasshandel rundum für Menschenwerk erklären. Der Ansatz an einer eher beiläufigen Besonderheit schloss jedoch weitreichende Folgen ein, denn Luther begann damit zugleich eine öffentliche Kritik an der Institution des Papsttums – ein geistiger Sprengsatz, der seine Kraft in den folgenden Jahren und Jahrzehnten schubweise entfaltete und schließlich zum Schisma führte, zur Spaltung der abendländischen Kirche.

Mit seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ von 1520 wandte er sich an die „Laien“, die in die Hand nehmen sollten, was die kirchliche Hierarchie nicht schaffte. Ob geweiht oder nicht geweiht, alle gehören einer Welt an: „Eine Taufe, ein Evangelium und ein

⁸ Die Kirche im Zeitalter der Reformation. Ausgewählt und kommentiert von Heiko A. Obermann. = Kirchen- und Theologiegeschichte in Quellen. Bd. III. Neukirchen-Vluyn 1981; 4. Aufl. 1994, 1.

Glaube.“ Angesichts der innerkirchlichen Reformunfähigkeit – die katholischerseits bis heute andauert – forderte er die weltliche Obrigkeit auf, die Kirchenreform selbst in die Hand zu nehmen. Zölibat und Kirchenstaat seien abzuschaffen. Es gebe ein Priestertum aller Getauften, das die Spaltung der Kirche in Kleriker und Laien überwinde. Den päpstlichen Anspruch, allein zur verbindlichen Auslegung der Schrift befugt zu sein, lehnte er ab. Mit dieser Schrift hat Luther den Menschen, jeden Menschen, verantwortlich und mündig gemacht.

Tatsächlich verbindet sich mit Luthers Theologie- und Kirchenkritik ein Befreiungsschlag, der dem Christentum ein neues Niveau gab und dessen Auswirkungen noch die folgenden Jahrhunderte beschäftigten. Wenn Luther sagte: »Was aus der Taufe gekrochen ist, das kann sich rühmen, dass es schon zum Priester, Bischof und Papst geweiht sei ...« machte er eine theologische Grundaussage, welche bereits 1523 die Zweiteilung in Kleriker und Laien aufhob, die Selbstüberschätzung und Selbstbewunderung der Hierarchie einer sachbezogenen Nüchternheit unterstellt und aktuell dazu drängt, die Gleichstellung und Mitwirkung der Frauen endgültig zu realisieren, wengleich man anfügen muss, dass die reformierten Kirchen ebenfalls lernen müssen, ihre schon bald eingefrorene Reformation noch einmal aufzutauen und einem resoluten Update zu unterziehen.

Dazu gehört, die Fixierung des christlichen Selbstverständnisses auf Paulus zu überwinden. Für Luther konnte der Römerbrief noch den Kern des Evangeliums darstellen. Die Unterscheidung eines Evangeliums Jesu und jenes Programms, das Paulus „mein Evangelium“ nannte, vermochte er nicht zu leisten. Wenn aber die EKD zum Reformationsjubiläum 2017 in ihrer Denkschrift „Rechtfertigung und Freiheit“ sich ganz auf diesen paulinischen Topos fixiert, dass »der Mensch allein aus Gnade gerechtfertigt wird«, so dass „seine Werke keine, auch nicht die geringste Rolle spielen ... er muss aushalten, dass er selbst nichts zu seiner Rechtfertigung beitragen kann«, dann blendet sie damit Leben und Verhalten des historischen Jesus von Nazaret aus, der seinerseits durchaus wusste, dass es nicht die Religion ist, die das Heil schenkt, weder die Tora, noch Beschneidung und Tempel, entsprechend auch nicht der Glaube, nicht die Kirche und ihre Sakramente, sondern allein ein aufrechtes Gewissen und solidarische Menschlichkeit.

6. Der Glaube hat die Welt verloren

Von Alfred Loisy (1857-1940) wird immer der Satz zitiert: „Jesus sagte das Reich Gottes an, aber es ist die Kirche, die dann kam.“ Man darf aber nicht vergessen, dass er fortfuhr: „Wenn man das Prinzip aufstellt, dass alles nur in seinem ursprünglichen Zustand Existenzberechtigung hat,

so gibt es keine Einrichtung auf der Erde und in der menschlichen Geschichte, deren Legitimität und Wert nicht bestritten werden könnte.“

Zwar galt es als selbstverständlich, dass Jesus die christliche Kirche »gegründet« habe, aber die historische Problematik dieser Gründungsvorstellung blieb unerkannt. Die Kenntnis des historischen Jesus ist sehr schnell verloren gegangen. Selbst heute, nach Generationen intensivster und scharfsinnigster Forschung, können wir seine Kontur nur hypothetisch rekonstruieren. Es ist genauso unklar, unter welchem Vorverständnis er von seinen Jüngern verstanden wie missverstanden wurde. Um so unbekümmerter haben die folgenden Jahrzehnte den jesuanischen Anfang mit verschobenen, veränderten und auch verkehrten Auffassungen weitergeführt. Erst im 18. und 19. Jahrhundert führte die historisch-kritische Exegese mit ihren differenzierten textanalytischen Methoden zu einem Bruch mit der altkirchlichen bzw. mittelalterlichen Bibelauslegung. Anders als die traditionelle Wort-Gottes-Auslegung wird seitdem der auszulegende Text der Geschichte untergeordnet, weil das neuzeitliche Denken keine Fakten kennt, „die zwar in der Geschichte stehen, aber nicht aus der Geschichte stammen“ (Ernst Troeltsch).

Damit haben wir nun allerdings eine Problematik, die aktuell fragen lässt, welches Christentum denn heute gilt? Zu meinen, es sei zu übernehmen und weiterzuführen, was Paulus, die Konzilien, Augustinus, Thomas von Aquin, Martin Luther, die kirchlichen Dogmen gelehrt und „zu glauben“ bestimmt haben, führt nur ins Chaos und hat geschichtliches Denken gegen sich.

Vertrackt an der kirchlichen Situation ist, dass die aktuell studierte Theologie im Grunde nicht zu einer neuen Sprache befähigt, denn eingeübte Formeln sind noch nicht Früchte eigenen Denkens. Die Kirchen selbst sollten Untersuchungen in Auftrag geben, die den theologischen Ursachen nachspüren, warum die Gottesdienste immer leerer werden und schließlich überflüssig. Dabei dürfte die heute umstrittene Sühnopfertheologie in den Focus der Aufmerksamkeit geraten und damit zugleich eine Ratlosigkeit, wie die in der Liturgie, in Gebeten und Liedern, also die in das kirchliche System tief eingegrabene Tradition, neu gedacht und gesagt werden kann. Die Kirchen werden leer und schließlich überfällig, weil in ihren Gottesdiensten eine Theologie begegnet, deren liturgische Gestalt der heutigen Lebenswelt fremd geworden ist und zu einem Mitvollzug immer weniger einlädt.

Natürlich gilt solches Unvermögen nicht für alle. Menschen, die zur gleichen Zeit leben, leben dennoch nicht gleichzeitig. Jeder weiß zwar, dass Bewusstsein und Sprache sich wandeln, aber nicht jeder erkennt seinen eigenen Ort in diesem Prozess. Während viele Schriftsteller des 19. Jahrhunderts ihre Frische bewahrt haben und immer noch gelesen werden, sind die theologischen und religiösen Schriftsteller jener Zeit und die des beginnenden 20. Jahrhunderts ungenießbar geworden. Solange die Kirche alles, was nicht Kirche ist, zur »Welt« beziehungsweise zur »Welt von heute« erennt, um sich selbst in einem fiktiven Gegenüber zu begreifen, von dem aus das »Jenseits« verwaltet wird, gibt es eine Kirchensprache als

Gruppensprache, die sich nicht selbstkritisch einzuholen vermag. Darin regiert eigenes Vokabular. Begriffe erfahren Umwertungen, einzelne Wendungen werden zu Erkennungsmarken, oft »durch einen bestimmten rhetorischen Stil, eine eigentümliche, unverkennbare Sprachmelodie ergänzt ... Der des Jargons Kundige braucht nicht zu sagen, was er denkt, nicht einmal es recht zu denken: das nimmt der Jargon ihm ab und entwertet den Gedanken« (Theodor Adorno). Zwar schafft die Kirchensprache für Insider Vertrautheit, ein Zugehörigkeitsgefühl, und ist darin doch zugleich ein geistiges Getto, in dem die lebendigen, oft auch irritierenden Prozesse des Lebens nicht stattfinden. In dieser Sprache wird nicht Wirklichkeit beschrieben. Sie ermöglicht nicht Erkenntnis, sondern fordert Anerkenntnis für überlieferte Sentenzen. Darum ist Kommunikation in solcher Sprache schwerlich ein Ort geistiger Anforderung, intellektueller Auseinandersetzung, der Schulung kritischen Denkens und des geschichtlichen Verstehens, vielmehr der vagen Formel, der unkontrollierbaren Aussagen – Reservat erstarrter Formeln, in denen sich Leben und Welt nicht mehr begreifen lassen:

Vom Himmel herabgestiegen; seinen Sohn für uns hingegeben; Sühneleiden Christi; Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers; im Stand der Gnade sein; Vermehrung der Gnade; den Heiligen Geist ins Herz gesenkt; Frucht für das ewige Leben; Auferstehung des Fleisches; Ewiges Leben; Christus unser Hoherpriester; nach dem Tode in den Himmel kommen..., ins Fegefeuer..., in die Hölle; in unaussprechlicher Freude frohlocken ... und immer wieder: den Glauben lernen. „Ein Abfallhaufen toter Wörter“ (James Joyce).

Solche Sprachgebärden haben die Wirkung, Hörer in die Flucht zu schlagen. Ihr Schablonenstil ist Symptom einer Lähmung, die nicht mehr sehen und bedenken kann, was die Zeit bestimmt. Wenn nun Menschen in einer gruppenbezogenen Sprachwelt groß werden, deren Realitätsbezug abseitig ist, finden sie dort auch keine Impulse zu Beobachtungen und Erfahrungen der Gegenwart. Sinn und Blick für die Wirklichkeit, zu bewusster Problemwahrnehmung und Auseinandersetzung, stiftet nur eine Sprache, welche das Wissen, die Fragen und die Kontroversen der eigenen Zeit aufnimmt. Insofern erledigt bereits die sprachliche Erfahrung des Christentums weitgehend dessen Gegenwartsrelevanz. Die heute stattfindenden religiösen Traditionsabbrüche sind noch lange nicht abgeschlossen. Von dem imposanten Dogmengebäude des Mittelalters wird kaum ein Stein auf dem anderen bleiben. Wie sich das Christentum, katholisch wie evangelisch, in hundert, in dreihundert Jahren organisiert, entzieht sich jeder realitätsnahen Phantasie. Dass fundamentalistische Strukturen weiterhin bestehen, ist zu erwarten. Aber ob und in welcher Gestalt ein jesuanisches Christentum wirksam bleibt als Licht der Welt, als Sauerteig, der alles durchdringt, wird davon abhängen, wie weit die Gestalt und Botschaft des Jesus von Nazaret aus ihren dogmatischen Übermalungen befreit werden kann und säkulare Geltung gewinnt.

Abschließend ist eine Geschichte zu bedenken, die sich in Wien zugetragen haben soll und die der Abt des österreichischen Zisterzienserstifts Heiligkreuz, Gregor Henckel-Donnersmarck, erzählte: Eine Gruppe katholischer Pfarrgemeinderäte trifft sich mit Vertretern des Islam zu

einem Glaubensgespräch. Die Muslime haben sich vorbereitet, die Katholiken nicht. Dann erläutern die Muslime ihren Gesprächspartnern, was sie an deren Glauben für unglaublich halten. Zum Beispiel die Transsubstantiation und die unbefleckte Empfängnis. Die Katholiken runzeln die Stirn. So etwas Wunderliches kann doch keiner ernsthaft glauben, sagen sie. Die Muslime stehen auf und gehen. „Wenn ihr euren eigenen Glauben nicht kennt, hat es keinen Sinn, mit euch weiterzureden.“

Der Abt hat mit dieser Geschichte, erfunden oder nicht, Kritik an den Katholiken verbunden, dass sie ihren Glauben nicht hinreichend kennen. Man kann aber auch sagen, dieser Glaube liegt mit seinen dogmatischen Absonderlichkeiten bereits soweit zurück, dass heutige Menschen von solchen historisch verblassten Spezialitäten nicht mehr berührt werden, zumal auch die Pfarrerschaft dergleichen nicht mehr predigt, ohne aus der Zeit zu fallen. Welcher „Glaube“, der die Kirchen füllt statt sie weiter zu leeren, muss also gewonnen werden? Es ist zu vermuten, dass sich das Christentum angesichts seiner dogmatischen Verstiegheiten selbst nicht mehr begreift. Das Problem liegt nicht darin, dass die Menschen mit Transsubstantiation und Unbefleckter Empfängnis nichts anzufangen wissen, wie der Abt meint, sondern dass die Totalität unseres Daseins, die sich im Gottesglauben bündelt, seine bisherige Selbstverständlichkeit verloren hat. Der dogmatische Faktor ist den Menschen fremd geworden. Sie zahlen vielleicht weiterhin Kirchensteuer oder sind ausgetreten, sind Agnostiker oder Atheisten, und bleiben dennoch christlichen Grundwerten verbunden, besuchen und besichtigen alte und moderne Kirchen, können aber das, was man in Gottesdiensten und dem Milieu der Kirchengemeinden „Verkündigung“ nennt, durchweg nicht aushalten. Der französische Soziologe und Philosoph Bruno Latour hat diesem Christentum Ausdruck verliehen:

Meine eigene Stimme höre ich, und nur sie, wenn ich sie einsam in der kleinen, im Jahr eintausend erbauten Kirche von Montcombroux vernehmen lasse, und leider fehlen mir die Worte, denn keines der Gebete, die dem Pilger auf von Feuchtigkeit zermürbten Pappkärtchen empfohlen werden, entspricht mehr dem Sprachspiel, auf das ich mich einlassen möchte. Gewiss, es wäre so leicht, vor irgendeiner Säule in Tränen auszubrechen, sich gehen zu lassen und ihn anzurufen: »Du, oh ›mein Gott‹, höre mein Gebet“ – aber was für eine Lüge, was für ein Betrug: verlöre ich doch die, die mir nicht ins Kirchenschiff gefolgt sind, die mich auslachen und glauben würden, dass ich glaube, dass ich ihn anrufe und bete. Und auch an sie muss ich mich weiterhin wenden. Ich muss der Versuchung widerstehen. Ich habe weit Besseres zu tun, als in den Schoß der Gemeinde zurückzukehren, denn nicht mehr *ein* Schaf hat sich verirrt, die ganze Herde samt Weide, Tal, Gebirge, samt dem ganzen Erdteil ist unterwegs verloren gegangen; ja, es ist am Hirten, zur Herde zurückzufinden, es ist am Schoß, an der Schäferei, am Bauernhof, am Dorf, sich wieder auf den Weg zu machen, um die verlorene Zeit einzuholen, das verheißene Land wiederzugewinnen, das sie brach hinter sich ließen. Ist es etwa meine Schuld, wenn ich gezwungen bin, mich im Gebet an »Nicht-Gott« zu wenden wie seinerzeit, als die tröstende Anwesenheit eines ‚Gottes‘ als gewiss galt? Wenn man von mir verlangt, in der Stille einer ländlichen Kirche dieselben Worte hervorzubringen wie vor tausend Jahren die Bauern des Bourbonnais, wenn sie in der Bittwoche kamen, um ihre Ernte schützen zu lassen. Die Welt hat ‚den Glauben verloren‘, heißt es? Nein, der ‚Glaube‘ hat die Welt verloren.

Hier möchte ein intelligenter Mensch fromm sein, kann es aber nicht, weil die Kirche mit ihren überlieferten Sprachspielen nicht mehr zu helfen vermag. Um das Sprachspiel des tröstenden Gottes zu artikulieren, „können die Gläubigen auf sechs Jahrtausende inspirierter Dichter, Prediger, Psalmisten zurückgreifen; um das zweite zu artikulieren, das der Nichtbeherrschung des Wortes, habe ich nichts, kein Brevier, keinen Psalter, kein Gesangbuch, nicht das kleinste Bild, nichts als mich, der ich nichts bin – nicht einmal gläubig“:

Alle Worte, die man mir anbietet, um mich beten zu lehren, setzen meine Zustimmung zu einer fremd gewordenen Sprache voraus. Nicht der Gegenstand des Gebets ist passé, die Gebetsform selbst ist hinfällig geworden. Und wenn ich mich endlich entschließen würde, die naiven Texte unter den grässlichen Gipsstatuen laut zu lesen, würde ich doppelt zum Betrüger: wenn ich sie ausspräche, wo sie doch keinen Sinn mehr haben; wenn ich sie nicht ausspräche, wo ich doch allein sommers in einer Kirche vor diesen Bildnissen bete, ohne zu beten. Ob ich rede oder schweige, ich bin zur Blasphemie gezwungen: vergebens spreche ich den Namen G. aus.⁹

Die meisten Kulturchristen haben solche Betroffenheit längst abgelegt, die Mehrzahl der Kirchenchristen wird nie davon berührt. Sie nehmen am Leben der Kirchengemeinden teil, engagieren sich karitativ, besuchen kirchliche Bildungsveranstaltungen, feiern Gemeindefeste mit, wallfahrten oder meditieren ..., und doch könnte das Stocken der Gebetsmühle, die Not, keine Worte zu haben und nicht mehr zu wissen, was keiner wissen kann, neue Hoffnung stiften. Die Kirchenchristen mitsamt ihrem klerikalen Personal müssen an dieser Not teilnehmen lernen. Sollte gar den höheren Klerus die gleiche Sprachlosigkeit wie Bruno Latour treffen, den Vokativ in der Gottesanrede nicht mehr aussprechen zu können, mögen diese Amtsträger sich zwar zunächst hinter den gelernten Formeln verstecken und „so tun als ob“, aber zumindest wäre eine Inkubation erfolgt, die nicht mehr gestattet, die Dinge zu lassen, wie sie sind, statt sie zur eigenen Not werden zu lassen. Selbst wenn es den immer noch zahlreichen Kirchenchristen keine Probleme macht, in Gottesdiensten mitzubeten und mitzusingen, mäßigen Predigten zu folgen und die Kirchenjahrsfeste wie gewohnt mitzufeiern, ist es wichtig, dass das gesamte Kirchenvolk von der modernen Glaubensnot mitbetroffen wird, weil ohne eine durchlittene und bearbeitete Krise keine neue Reife und Freiheit errungen wird.

Manchmal steckt bereits in der Vergangenheit eine Zeitansage, die unerkannt bleibt, bis sie sich schließlich aufdrängt. In der Kathedrale von Winchester wurde das riesige Westfenster des Mittelschiffs aus kleinen und kleinsten Glasstücken zu Bruch gegangener Kirchenfenster zusammengesetzt. Hier und da kann man in einem Fragment noch ein menschliches Gesicht oder eine Hand erkennen, ansonsten verbleibt die abstrakte Farbharmonie ohne Gegenständlichkeit. Die gleiche Erfahrung vermittelt ein Fenster in der Lady Chapel der Kathedrale von Wells. Zerfallen in gleicher Weise auch die Glaubenssätze der christlichen Vergangenheit in nicht mehr verständliche Fragmente?

⁹ Bruno Latour, Jubilieren. Über religiöse Rede. Suhrkamp Verlag, Berlin 2011.

Im Frühjahr 2018 war in der Kathedrale von Canterbury aber auch eine Installation zu sehen mit hunderten von Kleidungsstücken, die Flüchtlinge in den Lagern von Lesbos und Calais zurückgelassen hatten, und die nun in einer schwebenden Zusammenballung das Mittelschiff beherrschten. „I think, it belongs in a church“¹⁰, lautete ein Urteil, weil allein solcherart Bewusstsein die Kirchen wieder die eigene Zeit ansagen lässt.

Letztlich verdämmert das kirchliche Christentum nicht wegen fehlender Priester, wegen der Zusammenlegung von Gemeinden und ihrer Verdünnung in immer weiter ausgedehnten Räumen, sondern weil eine „Weltkirche“ zu zentralistisch, auch herrschsüchtig ist, um neuen Entwicklungen und Notständen vor Ort gerecht werden zu können. Es gibt überall mündige und gebildete Menschen, die aus der Kompetenz eigener Geistigkeit Gottesdienste leiten können, wenn man sie nur einladen und lassen würde, statt zu meinen, alles unter klerikaler Kontrolle halten zu müssen. Vielleicht braucht es nur einen einzigen Charismatiker, der den Damm einreißt, der das auf Einheitsdenken reduzierte Christentum so mobil macht, dass es zu kreativer Unordnung kommt: Dann wird in den Kirchen wieder gesprochen und diskutiert, geschwiegen und meditiert, Mut gesammelt und gehandelt, weil die Menschen das alles brauchen.

Wenn das alles aber nicht geschieht, weil sich das Christentum evangelikal und fundamentalistisch verkrümmelt, weil es das Evangelium Jesu nicht weltlich in die aktuelle Welt zu übersetzen versteht, bleiben wenigstens die entleerten Kirchen ein Geschenk an die nachchristliche Welt und sind damit immer noch eine Herausforderung, den Alltag zu übersteigen, die Gemeinschaft zu suchen, die Feier zu achten und die Geschichte wie das eigene Leben zu bedenken.¹⁰

¹⁰ Dieser Vortrag steht im Zusammenhang mit dem im Februar 2020 erscheinenden Buch: Hubertus Halbfas, Kann ein Christ Atheist sein? Kann ein Atheist Christ sein? Eine grundsätzliche und notwendige Überlegung. Patmos Verlag.

Hubertus Halbfas

Was macht einen Christ zum Christen?

Überlegung im Sonntagsgottesdienst am 29. September 2019 in der Blankeneser Kirche am Markt

Was man in einem Sonntagsgottesdienst nach dem Evangelium ausführt, nennt sich gewöhnlich Predigt oder auch Verkündigung. Beide Begriffe sind mir fremd. Ich werde nicht predigen und nichts verkünden. Ich möchte die *Frage* bedenken, was einen Christ zum Christen macht?

Im Jahr 2013 hat der angesehene Philosophiehistoriker Kurt Flasch ein persönliches Buch geschrieben, warum er kein Christ mehr sei. Kurt Flasch schreibt aus keiner polemischen oder gar feindlichen Position. Er verfasste Darstellungen der mittelalterlichen Philosophie und Theologie über Augustinus, Anselm von Canterbury, Meister Eckhart und Nikolaus von Kues. Seine Begründung, kein Christ zu sein, bezieht sich auf biblische und dogmatische Inhalte, denen er mit sachlichen Gründen widerspricht. Da ich das Buch nicht umfassend rekapitulieren kann, seien nur zwei Positionen verkürzt wiedergegeben:

Gottes Zorn wurde gestillt, indem wir (Menschen) seinen Sohn töteten. Irgendwie muss das Gott gefallen haben. Er hat es jedenfalls so gewollt und hat dazu seinen Sohn auf die Erde geschickt. Menschliche Väter haben selten Freude daran, wenn ihr einziger Sohn umgebracht wird ... (201)

Es gibt noch andere Bedenken: Christus soll doch Gott sein. Wenn er aber Gott war, dann versöhnte er sich durch seinen Kreuzestod mit sich selbst. Die zweite Person der Trinität mit der ersten? Oder bot Christus sein Blut der ganzen Trinität, darunter sich selbst? Ein Abgrund tut sich hier auf. Allemal floss Blut. (203)

Die Fragen, Argumente und Erkenntnisse, die Flasch in seinem Buch darstellt, versteht er als ein Verlassen des christlichen Glaubens. Er »überlässt die halbherzigen Reden und theologischen Verkniffenheiten« denen, die sie brauchen. »Manche waten gern im Nebel«, sagt er. Er geht dem Zweifel liebevoll nach, den der Rechtgläubige erleidet oder unterdrückt. Aus der Summe aller begründeten Einwände ergibt sich dann seine Erklärung »Warum ich kein Christ bin«.

Ich habe dieses Buch zustimmend gelesen, bin nicht auf ganz Neues gestoßen, sondern habe meine eigene Kritik von anderer Seite bestätigt und ergänzt gefunden. Gewundert habe ich mich allerdings, dass Flasch biblische oder dogmatische Positionen, die ich bereits vor Jahrzehnten hinter mir gelassen habe, immer noch als einen Glaubenseinwand nimmt, als gäbe es hier keinen Lernprozess, der seine Selbstverständlichkeit in sich selbst hat. Muss ich den gleichen Schluss ziehen, kein Christ mehr zu sein?

Dass sich die christlichen Konfessionen seit der Aufklärung in Schreckstarre befinden, die katholische Hierarchie sich – allein während meiner Lebenszeit – immer wieder neu über Theologen und Theologinnen empört hat, die der »Jungfrauengeburt« nur symbolische Bedeutung zusprachen, wie es bereits die alten Ägypter taten, und solche Lehrer aus dem kirchlichen Lehrkörper eliminierte, ist bekannt. Doch warum soll ich einer solchen Kirche die Definitionshoheit zugestehen, zu bestimmen, was Wahrheit ist, wenn die gleiche Kirche sich nicht mehr lernbereit oder lernfähig zeigt, sondern sich selbst in einem Status dogmatischer Lähmung kaum noch bewegen kann, weil frühere Lehrentscheidungen ihr jede Freiheit genommen haben? Und warum muss das, was wir christlich nennen, dem Urteil einer Kirchenverwaltung unterstellt bleiben, die weder den Problemstand der Geschichte noch den der Gegenwart kennt und mitdenken kann?

Wir wissen doch alle – alle aufrecht denkenden Menschen – dass die Formeln des Apostolischen Glaubensbekenntnisses nicht mehr vermittelbar sind, es sei denn, ich kann mit Wendungen wie »Maria die Jungfrau«, »von den Toten auferstehen«, »in den Himmel auffahren« ... symbolisch/poetisch etwas anfangen. Ansonsten haben diese Formeln der Tradition ihre Haltbarkeitsgrenze überschritten. Es geht nicht mehr darum, was von diesen Glaubensartikeln die Leute glauben und ob sie überhaupt glauben. Was bedeutet hier »glauben«? Statt »Glaube« sage ich Engagement, und darin geht es nicht um Vorstellungen, die ich übernehme, sondern um Werte, die ich lebe. Paulus vertrat eine Glaubenslehre, die Glaubensgehorsam verlangte. Jesus vertrat einen Lebensmodus, der nicht argumentativ bewiesen werden muss, der auch keinem Verschleiß unterliegt, weil er seine Evidenz aus sich selbst besitzt.

Kurt Flasch distanziert sich in seinem Buch von einem fundamentalistischen Christentum, als sei dieses der Maßstab, der ihn zum Nichtchristen erklären könnte. Dass er mit diesen Leuten und ihren institutionellen Einrichtungen und Verfahrensweisen nichts zu tun haben will, ist verständlich. Gegenüber diesem erstarrten Christentum nehme ich mir die gleiche Freiheit wie er zu sagen, was ich weiß, denke und verstehe.

Kurt Flasch spricht am Ende seines Buches von der jüdisch-christlichen Tradition als einem »Bildersaal produktiver religiöser Erfindungen« und meint, ein poetisches Wahrheitskonzept könne deren Reichtum erschließen. Ich erkenne meinerseits die Wahrheit biblischer Geschichten nicht auf der Ebene der Berichterstattung, sondern in den Gesetzen ihrer sprachlichen Form. Damit sie im Wechsel der Zeiten verständlich und wieder lebendig werden, genügt es nicht, sie nur zu repetieren. Ohne stets neu befragt und ausgelegt zu werden, verlieren sie ihre Stimme.

Erforderlich ist eine »Religiöse Sprachlehre«, die das Wort als Mythos und als Logos unterscheiden kann, die Symbol und Metapher erschließt, um dann die Wahrheit der Formen in Mythe, Märchen, Sage, Legende, Gleichnis und Paradoxon aufzuzeigen, also um das

»poetische Wahrheitskonzept« zu erschließen. Das ermöglicht es, die »mythische Metaphorik des Apostolischen Glaubensbekenntnisses« neu verständlich zu machen.

So wie die Christenheit ihre Versammlungsstätten von der Hauskirche, zur Basilika und von da zu immer neu veränderten Baustilen entwickelt hat, muss sich auch der Glaube im Gang der Zeiten wandeln. Dass wir heute an einer Stelle stehen, die zu einer Generalüberprüfung des christlichen Glaubens zwingt, ist evident aber auch notwendig, wenn das, was wir Christenheit nennen, nicht in Formalismen erstarren soll.

Hier ist noch einmal anzuhalten und neu zu fragen. Es kann doch nicht sein, dass Kurt Flasch, der profunde Historiker der philosophisch-theologischen Glaubensgeschichte, den Zeiten und Kirchengestalten, die dem Evangelium Jesu fast ganz entfremdet waren und sind, eine Maßstäblichkeit zubilligt, nach dem er sein heutiges Verhältnis zum Christentum bestimmt. Noch grundsätzlicher: Ist das Christsein eines Menschen überhaupt von dessen Verständnis und Akzeptanz bestimmter Glaubensartikel abhängig?

Ich muss Kurt Flasch widersprechen, dass er meint, sich nicht mehr Christ nennen zu können. Entscheidet über das Christsein eines Menschen die Zustimmung zu irgendwelchen Glaubensartikeln oder ist gar die Summe aller im Credo zusammengefassten Glaubenssätze Bedingung des Christseins?. Die Gottesfrage ist vor allem *Frage*. Auch alle Antworten auf die Gottesfrage bleiben fragend.

Wenn ich gefragt werde: »Welche Glaubensinhalte sind für Sie zentral?« geht es nicht darum, ob ich den Katechismus geglaubt, zu allen kirchlichen Verlautbarungen Ja und Amen gesagt habe. Nicht einmal mein Gottesglaube ist zentral. Wenn es so etwas wie ein »Jüngstes Gericht« gibt, lautet die Frage, ob ich ein liebender Mensch war, der die geringsten Brüdern und Schwestern – und in ihnen Gott – erkannt und an sein Herz genommen habe. Statt irgendwelcher Glaubenssätze, die unverstanden repetiert werden, zählt die konkrete Lebenspraxis.

Kann demnach auch ein Atheist Christ sein? Hier gilt eine entsprechende Antwort. Maßgeblich ist nicht der formulierte Glaube, den die offizielle Kirche verwaltet. Alles was Kurt Flasch, den Kenner der Theologiegeschichte, zu sagen gedrängt hat, warum er kein Christ mehr sei oder sein könne, ist vernünftig gedacht und begründet – mit Ausnahme des Umstands, dass er einer fundamentalistischen Tradition den Maßstab für sein Christsein oder Nicht-mehr-Christsein überlässt. Alle die, die nach einer christlichen Kindheit und Jugend die erworbenen Glaubensinhalte aufgeben und sich jetzt als Atheisten verstehen, sollten sich nicht ähnlichen Maßstäben unterordnen. Sie sollten offen sein und sehen, dass sich die christliche Existenz nicht den Ansichten vergangener Zeiten unterstellt. Es geht um das Evangelium Jesu, das stets neu und kreativ in die Gegenwart übersetzt werden muss. Was immer ein atheistisch glaubender Mensch an Schärfe des Denkens aufbieten kann, er soll angesichts des existierenden Christentums nichts abschwächen oder gar unterschlagen. Damit wäre dem Christentum am

wenigsten geholfen. Wenn es denn eine *Gottesfrage* gibt, dann müssen auch unterschiedliche Antworten möglich sein, (da diese Frage ja nicht mathematischer Natur ist). Aber alle Antworten darauf bleiben im Bereich des Intellekts und nicht des gelebten Lebens und entscheiden auch nicht über das Christsein eines Menschen.

Darum sei abschließend das Wort von Friedrich Nietzsche unterstrichen: »Es ist falsch bis zum Unsinn, wenn man in einem ›Glauben‹, etwa im Glauben an die Erlösung durch Christus, das Abzeichen des Christen sieht: bloß die christliche Praktik, ein Leben so wie der, der am Kreuze starb, es lebte, ist christlich.« – Denken Sie darüber nach.

Dieser Text steht im Zusammenhang mit dem im Februar 2020 erscheinenden Buch: Hubertus Halfbas, Kann ein Christ Atheist sein? Kann ein Atheist Christ sein? Eine grundsätzliche und notwendige Überlegung. Patmos Verlag.